

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

115 (19.5.1915) Unterhaltungs-Beilage



Unterhaltungs-Beilage



Karlsruhe, 19. Mai

des „Volksfreund“

Nummer 115 — 1915

Eltern.

Der Vater fand zuerst seine Fassung wieder. Schwerfällig erhob er sich vom Stuhl, legte seiner Frau die Hand auf die Achsel und sagte: „Alte, der Tisch!“

Die Mutter hob die rotgeweinerten Augen groß zu ihm auf. „Kannst du denn essen?“ Es klang beinahe vorwurfsvoll.

„Man muß,“ entgegnete der Alte und preßte den Mund fest zusammen.

Die Abenddämmerung drang düster durch die Küchenfenster. Ein müder, unerfreulicher Regenhimmel hing draußen und sog alles Licht auf. Nachlässig, matt, zerfurcht schlurft die Mutter zum Herd, nahm die Schüsseln und setzte sie lautlos auf den Tisch. Der Vater räumte den Brief fort und steckte ihn in eine Pappschachtel an der Wand, die alle Briefe und Feldpostkarten ihres Fritz barg.

Die Mutter hatte recht gehabt. Sie brachten keinen Bissen hinunter. Mit gebeugten Köpfen saßen sie da und stockerten mit der Gabel an dem gewärmten Fleisch und Gemüße herum. Dide Tropfen rannen der Frau an der Nase herunter und fielen in den Teller. Sie beachtete es nicht.

Der Vater setzte sich neben die Mutter auf die Bank und nahm ihren Kopf in den Arm. Mit einer Bärtlichkeit, deren sie sich längst entwöhnt hatten. Dauerhafte, in vielen Arbeitsjahren erprobte Gattenliebe bedarf keiner äußeren Zeichen.

Sie sprachen nicht. Was hätten sie auch sagen sollen? Alle die Wochen her, seit die Nachrichten von Fritz ausblieben, hatte es noch Sinn gehabt, zu reden, Vermutungen auszusprechen, nach Möglichkeiten zu spähen, sich Hoffnung zu machen. Worte vermögen ja so viel!

Aber jetzt war das Unfassbare eingetreten, das längst Gefürchtete, vor dem alle die vorausgegangenen schönen Worte der Selbstberuhigung als müßiges Gerede erschienen.

Und die Gebete, die sie in angstbedrängten Stunden zum Himmel sandten, in kindlichem Vertrauen auf eine höhere Güte, sie waren ungehört verhallt. Nicht ohne Bitterkeit dachten sie an das Nutzlose ihres Frommseins. Der Gedanke an Gott rührte Groll in ihnen auf.

Sie verstanden es einfach nicht. Warum nahm man dem armen Teufel alles? Auch das Letzte, was ihm noch Freude machte auf der Welt? Lieber wäre doch der Vater selber fortgezogen in den Krieg, wenn er damit das Leben des Einzigen hätte erkaufen können.

Was liegt an alten Leuten? Was taten sie jetzt noch hier? Für wen arbeiten und sparen und darben? Die Vorstellung, daß ihr Liebste irgendwo in Flandern unter der Erde lag, zog sie selbst grabwärts.

Fritzens Tod wurde für die Eltern der Angelpunkt ihrer ganzen künftigen Weltanschauung. Von diesem erschütterndsten Ereignis ihres Lebens aus beurteilten sie alles: Gott, Welt, Leben, Religion, Politik, Vaterland, Zukunft. Wie viele tausend Erinnerungen liefen tagtäglich durch ihre Herzen! Welche Unsumme von Nervenkraft verzehrte ihr Gram!

Und immer gerieten ihre Gedanken in dieselbe merkwürdige Sackgasse: Ob ein Tod nicht rückgängig gemacht werden könne. Ob kein Wunder geschehen könne. Ob auch keine Vertuschung vorliege, kein böser Traum.

Was nicht eine beispiellose Ungerechtigkeit des Schicksals darin, daß es dem Menschen eine Bürde auferlegte, ohne ihm die Kraft zu geben, sie zu tragen? Daß es eine Last auf ihn stellte, an der sein Fassungsvermögen zerbrach, sobald er das Leben nur ertrug, wenn er sich dem süßen Wahn ergab, alles sei nur Traum, und das Erwachen müsse um so fröhlicher werden?

So war es immer gewesen. Wie oft hatten sie ihren liebsten im Traum in Todesgefahr und Not gesehen, hatten aufgeschrien in schlafgebundener Hilflosigkeit, wenn sie ihm zu Hilfe eilen wollten! Aufgeweckt durch ihre eigenen angstvollsten Schreie freuten sie sich der schöneren Wirklichkeit und lasen Fritzens letzten Brief immer wieder durch.

Jetzt war alles ins gräßliche Gegenteil verkehrt. Der lebende Sohn ihrer Traumwelt wurde allmorgendlich durch die kalte Hand der Wirklichkeit aufs neue ausgestrichen. Jedes Erwachen hielt ihnen die Todesnachricht vor Augen. Mit jedem Erwachen starb ihnen der Sohn noch einmal.

Wer ermahnt ihren Elternsamerz? Wer gab ihnen etwas für all ihre Qualen? Törichte Frage! Als ob ein Sohn erkeht, sein Tod vergütet werden könnte! Die Mutter meinte, wenn sie damit nicht alle vergangenen und künftigen Sünden abwische und den Himmel verdiente, dann wolle sie nicht hinein.

Durch alle Stufen der Gefühle trieb der Verlust ihre Seelen. Die Mutter von leidenschaftlichen Gottanklagen bis zu kindlichster, rührenderster Ergebenheit. Den Vater von donnernden Ablagen gegen Staat und Regierung bis zu hochgemutem, opferbereitem Nationalstolz.

Keinen Tag war ihre Stimmung gleich, immer nahm sie neue Formen an durch fäulende Gedanken. Wie hätten sie geglaubt, daß ihre Herzen einer solchen Fülle von Erlebnissen fähig wären.

Wie eine Fliege, der ein mutwilliger Knabe beide Flügel ausgerissen, sich mühsam hüpfend fortbewegt, ohne Aussicht, jemals in das ihr eigene Reich der Luft zurückzukehren, so fanden die beiden Alten ein ganz fremdes Leben vor sich, das sich in einer ganz anderen Sphäre bewegte, mit ganz anderen Zielen.

Mit Zielen? Ach nein! Ohne alle Ziele. Was dem Leben die Würze gibt, das ihnen noch einem bestimmten Zweck hin, das lag hinter ihnen. Sie vegetierten nur noch. Sie aßen, tranken, schliefen. Bis das Ende käme, das man nicht floh. Ihr Lebenswille wird frohig verneint.

Die Mutter insbesondere freute sich aufs Sterben. Und

auf den Augenblick, wo sie vor ihm stand, dem Geheimnisvollen. Sie würde ihm fest in die Augen sehen. Er würde sie verstehen, auch ohne daß sie ein Wort sprach.

Ein paar Wochen nach dem Eintreffen jenes Beileidsbriefes vom Hauptmann hatte sich die Mutter hinter den Kleiderschrank gemacht. Sie wollte Fritzens Anzüge herausnehmen und sie den armen Verwandten schenken, die sie wohl brauchen könnten. Da kam das Härteste für sie.

Als sie die Kleider in der Hand hielt, in denen sie den Sohn so oft gesehen, und die sie immer noch aufgehoben hatte in der kindlichen Annahme seiner Zurückkunft, da rissen alle Wunden wieder auf. Sie küßte die Jacken mit dem fast noch jugendhaften Schnitt, sie warf sich weinend über sie und konnte sich nicht davon trennen. Es war ihr, als müßte sie ihren Fritz jetzt erst hergeben.

Der Vater fand sie abends ohnmächtig über den Kleider liegend. Und dann kam das Nervenleiden, das sie wochenlang ins Bett warf, ohne die ersehnte Erholung zu bringen.

Manchmal mußte sie sich über den Vater wundern. Wie er so ruhig seinem Geschäfte nachging. Er klagte nicht mehr, er murzte nicht, er war ganz still. Hatte er schon verstanden? Ja, die Männer, die Väter! Was wog gegen die ein goldenes Mutterherz!

Und währenddem ging der Vater Tag für Tag in die Schreinerei der Fabrik, niedergedrückt durch den Kummer und die Zwecklosigkeit seiner Arbeit. Er hätte auch gerne seiner wunden Seele Ruhe gegönnt, damit sie langsam heile. Aber er mußte verdienen, um zu leben, er mußte den Kopf bei der Arbeit haben und die trüben Gedanken scheuchen.

Su allem dem mußte er zu Hause sich gefast zeigen, um es seiner Frau zu erleichtern. Mühte sie aufmuntern trotz dem eigenen blutenden Herzen. Er mußte ganz allein damit fertig werden. Wer tröstete ihn? Wer sprach ihm zu? Hatte er nicht mehr auf sich mit seiner dreifachen Bürde: dem Tod des Sohnes, der Arbeit ohne Befriedigung, der verzeifelten Frau?

So ging den beiden Tag für Tag dahin. Unmöglich zu sagen, wer schwerer trug.

Eltern . . . !

Aus feldpostbriefen.

Vom Kurzen Gustav.

Folgender Feldpostbrief liefen wir in der „Köln. Zeitung“: Ich will auch von meinem Schwabensoldaten erzählen und zwar machtsichgerne, nicht wie die Geschichte hier im Regiment erzählt wird, als eine klaffende Lücke aus dem Altertum. Wo hört die Wahrheit?

Stund da uns gegenüber auf der andern Seite ein eiliges französisches Geschütz, von unsern Leuten „der kurze Gustav“ benannt, weil Abzug und Krach zusammenfiel, das Vieh also sehr kurz vor uns stehen mußte und deshalb sehr gefürchtet war. Wir hatten täglich, besonders in der Nacht, durch den kurzen Gustav viele Verluste. Unsere Artillerie konnte Gustav nicht erweichen, weil er beständig seinen Standpunkt änderte und nicht zu ermatten war, wo er sich bei Tage aufhielt.

Um ihn zu erwischen und in ein besseres Jenseits zu befördern, mußte, sohe es was es wolle, sein Standpunkt bei Tage erkundet werden und es wurden Freiwillige dazu aufgefodert. Als sich einen Tag lang keiner meldete — jeder ließ dem andern die Ehre und den Vorzug —, ging ich zum Kommandeur, suchte mir meine zwei besten Gefreiten aus und trat abends meinen Auszug an. Es glückte besser, als ich dachte. Die Nacht war dunkel wie Tinte, Raketen wurden zum Glück gerade im kritischsten Moment nicht geschossen und so gelangte ich mit meinem zwei Mannemeis glücklich, auf dem Bauche kriechend, an den feindlichen Schützengraben, fand dort gerade zwei Pion-Bros schmachtend und schmerzhaft beschamenschen und bemerzte die unbesetzte Stelle des Grabens, um rüber zu kommen. Nebenbei bemerkt, war der Drahtzaun bei dem Graben auch gerade an dieser Stelle durch unsere Artillerie, die ich dafür hätte füllen mögen, zerissen, und wir kamen also glücklich alle drei, ohne bemerkt zu werden, hinter die französische Front.

Die größte Gefahr war für den Moment vorüber, und da der Mensch eben Glück haben muß, wenn er einen so eiligen Auftrag auszuführen hat, so hatte ich auch im Morgengrauen raus, wo der kurze Gustav tagüber stand. Der Platz wurde genau in der Karte bemerkt und die Rückreise angetreten. Bis an den französischen Graben ging alles gut, aber wo ich auch die Nacht hindrehte, überall standen französische Posten, uns den Rücken zurechtend. Wir wollten schon verzeifeln und uns damit abfinden, den Tag über im Dornenestrüpp zuzubringen und in der nächsten Nacht den Übergang zu riskieren, als einer der Gefreiten mich auf eine unbesetzte Stelle im französischen Schützengraben aufmerksam machte. Wir krochen hin und gelangten an eine — Latrine, auf der sechs schwarze Deibsch, uns den „Mücken“ zurechtend, gerade ihre Morgenandacht in trautem Verein verrichteten. Erst wollten wir losprüfeln vor Drogen, dann aber überkam uns wieder der Ernst des Augenblicks, und nach kurzem Ueberlegen wurde das Seitengewehr aufgeschraubt, meine beiden in bedrohliche Nähe der schwarzen Hinterbühel. „Silence, vous etes nos prisonniers, en avant ventre à terre, direction les tranchées allemandes.“ (Kein Wort. Ihr seid gefangen. Vorwärts! Hinlegen, zu den deutschen Gräben kriechen!) Kriechte ich den Kecken zu, welche entsetzt aufsprangen. Die Buchsen (Gofen) durften sie nicht mal wieder zuknipsen, so eilig hatte ich es, wegzukommen. Die sechs Gewehre der Kerle wurden schnell ihrer Schloßteile beraubt und die Rauchfriechelei auf die deutsche Stellung ging los. Vorne die sechs Jumbos, dann drei Bajonette und an diesen drei Deutsche.

Wir waren knapp hundert Meter vom französischen Graben weg, als wir bemerkt wurden und ein wildes Geschrei löste sich von hinten, doch hatten wir gerade eine Geländefalte erreicht und in dieser geduckt weiterkriechend, kamen wir heil bis nahe an unsern Schützengraben. Hier waren gerade unsere dämlichen Kerle und zum Glück auch schlechtesten Schützen auf vorgehobenen Gortposten und knallten auf uns los. Ich habe geschimpft wie noch nie im Leben, und das hat endlich geholfen. Man merkte, daß ich wieder da war, und als wir glücklich mit unserer löchlichen Deute in unserm Schützengraben rumpirten, brach ein Geschütz sandergeleichen aus, und ich habe von Herzen mitgelacht. Aus allen Nachparlampagnen kamen die Kameraden

angelauten, um zu sehen, was das Geschütz bedeutete, und wenn sie es wußten, lachten sie mit.

Was aber schon heute alles von der Geschichte erzählt wird, Wahrheit und Dichtung geht auf meine Kuhhaut, und wenn der Oberst mir begegnet, grinst er jedesmal und sagt, ich solle den Franzosen nicht wieder ihre Morgenandacht stören.

Vermischtes.

* Aus dem Soltauer Gefangenenlager. Dem „Sannob. Kurier“ wird geschrieben: Als dieser Tage die forensisch-psychologische Gesellschaft aus Hamburg das Soltauer Gefangenenlager besuchte, waren die Herren nicht wenig überrascht, in dieser Barackenstadt eine fast vollständig ausgefaltete „Univerfität“ im kleinen anzutreffen, in der nicht bloß von Professoren in drei Fakultäten und im Handelshochschulische Vorlesungen gehalten werden, sondern die auch Prüfungen abzuhalten gedentt und für ihre Prüfungsdiplome behördliche Anerkennung erhofft. Nachdem die Herren aus Hamburg das Gefangenenlager, die Badeanstalt, den idyllischen Seebesiedhof der Gefangenen und — den Arrest gesehen hatten, wurde ihnen zu Ehren auch eine Theatervorstellung im Barackentheater veranstaltet. Die Aufführung, von kriegsgefangenen Berufsschauspielern französisch gegeben, stand auf künstlerischer Höhe. Ferner enthielt das improvisierte Programm Chorgesänge der Engländer, Vorträge des wohlbestallten Musikkorps, Violinolo und Tenorsoli. Die größte Ueberbahrung aber sollte noch kommen. Gefangenentheater gibt es auch anderswo in den Lagern, Sport, Musik und Chorgesang, Raqarett, Badeanstalt und — Arrest auch, aber mit seiner „Univerfität“ steht das Soltauer Lager, ebenso wie mit seiner von den Gefangenen selbst herausgegebenen Zeitung einzig da.

Die Einrichtung der Refektorien kennt man in Belgien nicht. Jeder nicht berufsmäßige Soldat, auch der Kademister, dient als Gemeiner. Dafür können die Studierenden während ihrer Dienstzeit ihre Studien weiter betreiben und Vorlesungen besuchen. Daraus geht hervor, daß bei den kriegsgefangenen Belgiern unter den Soldaten ohne Charge auch sehr viele Professoren, Lehrer und Studenten sich befinden. Es sind nunmehr seit einiger Zeit regelrechte Hochschulvorlesungen im Soltauer Lager eingerichtet worden, und zwar in der juristischen, philosophischen und theologischen Fakultät, sowie im Handelshochschulische. Die medizinische Fakultät fehlt, da diese Kräfte im Krieg gebraucht werden. Die Vorlesungen finden regelmäßig statt und werden von ordentlichen Professoren und sonstigen Hochschullehrern der vier belgischen Univerfitäten gehalten. Damit bekommen die Studenten die Gelegenheit, ihre Studien — wenn man von besonderen Umständen absteht — in erforderlicher Weise fortzusetzen. Die Leitung der „Univerfität“ die Camp de Soltan pour les Prisonniers“ hofft ihre Höglinge soweit zu bringen, daß sie regelrechte Prüfungen abhalten und Diplome erteilen kann. Analog den deutschen Notprüfungen erlassen die Lehrer auch die heimatbedingende Anerkennung dieser Diplome. Sehr beachtenswert ist hierbei, daß auch Unterricht in den Mittelfächern bei starker Beteiligung gegeben wird. Auch deutscher Unterricht wird erteilt. Mehrere tausend eifrige Schüler sind beflissen, die „schwere Sprak“ ihrer „Gefangener“ und Feinde zu erlernen. Der hamburgische Besuch wohnt sowohl einer juristischen als auch einer handelswissenschaftlichen Vorlesung bei.

Das russische Märchen vom Riesenwalfisch. Die Russen müssen mit wachsender Besorgnis, aber mit gebundenen Händen dem Ueberfall Japans auf China zusehen, und die Entwicklung der Dinge im fernem Osten birgt manche Gefahren auch für ihr Reich. Es ist nun merkwürdig, daß die heutige Lage in Asien von einer russischen Sage vorausgesehen worden ist, die auch durch einen der bekanntesten Dichter des Kaiserreiches wiedergegeben wurde. Diese Sage erzählt: Der Bauer Iwan (Ruhlands Sinnbild) besah ein Haus, kein Hofarenschloß zwar, aber doch geräumig und gut gebaut; auch hatte er Felder und Holz im Ueberfluß, die Flüsse und Seen lieferten ihm Fisch genug. Mangel oder gar Not waren dem Glücklichen fremd, vor Bergewallungen schüßten ihn seine starken Hände. Iwan hatte also alles, dessen es zu einem gerühmten Leben bedarf, und da er zudem gesund war, brauchte er nicht zu klagen, hielt auch wenig vom Stofphängenleben. So gingen die Tage und Jahre. Iwan bestellte seine Mühschaft, freute sich des Wechsels, der Frau, der Kinder, sah manchmal zu dem nächsten Nachbarn, einem seit urordenlich langer Zeit schlafend daliegenden riesengroßen Walfisch (Chinas Sinnbild) hin, der weder ihn störte, noch von ihm gestört wurde. Mit der Zeit nun fingen sie weiter ab wohnenden Nachbarn, die sich früher eigentlich nie hatten lassen, an, Iwan zu besuchen, besahen seine Wirtschaft, lobten sie sehr, meinten nur: das müßte er so und das anders machen. Iwan war dankbar und folgte dem Rat, besonders da seine Frau immer sagte: die Fremden hätten unbedingte recht, und was sie sprächen, wäre Flug. Nur dem Anstehen der Nachbarn, am Walfisch Veränderungen vorzunehmen, widersteht sich Iwan und wandte ein: „Wir haben so viele Sommer und Winter nebeneinander gehaft, der große Fisch ließ mich stets in Ruhe, ich fürchte ihn nie, warum also soll man daran etwas ändern?“ Aber die Fremden drängten immer heftiger, sprachen: Solch ungeschicktes Ungehörer ließe man nicht liegen, das verderbe durch sein ungebildetes Aussehen die Schönheit der ganzen Gegend, sei eine Gefahr für alle. Iwan schüttelte den Kopf, ließ die Leute reden. Da aber auch seine Frau in der gleichen Tonart wie die anderen Fremden zu sprechen anfang, immer versicherte, die Nachbarn hätten doch stets so gut geraten, man solle deshalb auch jetzt auf sie hören, und da gegen den Willen der Langhaarigen ja kein Kraut gewachsen ist, gab der Bedrängte schließlich nach. Dem Walfisch wurden nun hier eine Flotte, dort ein Stück Fleisch oder ein Bahn abgetrennt, Zeit entzogen, auch spitze Stangen, die Rabnen und Kreuzen als Halter dienen, in den Leib getrieben. Endlich weckten die immer unerträglich werdenden Schmerzen den Walfisch aus seinem langjährigen Schlafe. Das große Tier wachte und bebte sich, besah seinen Leib, gewahrte erst jetzt, wie man ihm mißgespielt. Nun entbrannte in dem Gemüthsbarben gewaltiger Grimm, er schlug mit dem Schwanz um sich, erschütterte Iwans Hütte und betäubte dessen Felder und Weiser.“

Heiteres.

Musterung. „Ich mit etwas fest! Ich hab' ich, Herr Regimentsarzt, und Rheumatismus, und magenleiden bin ich und nertenkrank und 'nen Wälshaus hab ich und Gallenleide.“ „Wärlich? Da wird ja der Soldat eine wahre Erlösung für Sie sein! Laulich!“

Der Russe nach der Desinfektion. „Sag sich erst nie gelassen, wie alles was voll Daus, — juckt sich jetzt überall, weil Daus sind fort!“